

LEO HELLER

BERLINER RAZZIEN

Reportagen aus der Unterwelt
der 1920er-Jahre

Herausgegeben und mit einem Nachwort versehen
von Bettina Müller

EINE RAZZIA MIT DER BERLINER KRIMINALPOLIZEI

Ich bedaure, die Illusionen, die sich der gute Familienvater und der abenteuerliche Jüngling von einer Razzia machen, ein wenig erschüttern zu müssen. Wenn man von einer Razzia spricht oder liest, dann verbindet man damit unbewußt die Vorstellung von verwegenen Verbrechern, todesmutigen Polizisten, Revolverschüssen, Verwundeten und Leichen. Ich müßte lügen, wenn ich behaupten wollte, daß ich bei der letzten Razzia, die ich als aufmerksamer Begleiter der Kriminalpolizei mitgemacht habe, Schüsse fallen gehört und Blut fließen gesehen hätte. Es gab nicht ein bißchen Pulver zu riechen und kein Tröpfchen Blut zu sehen. Es war eine sehr anständige Razzia. Und so geräuschlos und kampfflos scheint es bei jeder Razzia zuzugehen, denn als ich meinen riesenhaften Begleiter, den Kriminalbeamten Stöhr, fragte, ob sich die Polizisten nicht mit Schußwaffen versähen, wenn sie Verbrecherschlupfwinkel aufsuchen, da meinte er kurz: „Is ja jarnich nötig. Det jeht alles glatt und wie geschmiert.“ Das war ein schöner Trost für mich, der ich an der Seite des Hünen einer der verrufensten Kaschemmen in der Danzigerstraße im Norden Berlins zustrebte. Kurze Zeit vorher hatte ich mich noch als werdenden Märtyrer meines Berufes gefühlt. Mit diesem Gedanken an ein kommendes Märtyrertum war es nach den beruhigenden Versicherungen des Herrn Stöhr vorbei. Doch man kann nicht wissen: Was Hunderte von Malen „glatt und wie jeschmiert!“ gegangen ist, kann doch einmal weniger glatt und minder jeschmiert gehen.

Jedenfalls war es noch früh am Morgen. Für Berlin sogar noch sehr früh, punkt 7 Uhr. Es war die Zeit, um die sich

die Tore der Städtischen Asyle für Obdachlose öffnen, um die armen Teufel, die wieder in die kalte, feuchte Welt hinaus müssen, passieren zu lassen. Ich war zum 105. Polizeirevier in der Greifswalderstraße beordert worden, dem es obliegt, die Kneipen und Kaschemmen, die in der Nähe des Hauptasyls liegen, zu überwachen. Der Polizeileutnant hatte die Sorge um mein Wohl und Wehe dem Kriminalbeamten Stöhr anvertraut. So suchte ich denn mit der personifizierten „Angst“ aller Spitzbuben und Pennbrüder der Umgebung gleichen Schritt zu halten. Als ich mich mitten auf dem Wege umsah, bemerkte ich, daß hinter uns in gewissen Abständen Kriminalschutzleute einherschritten. Sie gingen unauffällig, einzeln oder zu zweit. Ein jeder trug einen Spazierstock.

Stöhr und ich bogen in die Danzigerstraße ein. Da huschten plötzlich aus der Türe eines nur einige Schritte von uns entfernten Lokals drei Männer auf die Straße und liefen spornstreichs und als ob ihnen der Teufel im Genicke säße, die Straße hinunter.

„Verdammte Kerle“, brummte Freund Stöhr, indem er sein ohnehin strammes Tempo noch beschleunigte, „sollten sie etwa schon Lunte gerochen haben?“

Und mit zwei Sätzen war er vor dem Eingang in das Lokal. „Große Restauration. Zu jeder Tag- und Nachtzeit warme Speisen. Billard.“ stand in weißer Schrift auf den trüben Scheiben der Schaufenster. Und als Besitzer des „Großen Restaurants“ zeichnete ein Herr Isaak. (Später habe ich erfahren, daß dieses Lokal das war, in dem den Gästen einst der vergiftete Methylalkohol als Likör kredenzt worden war.)

Während ich hinter meinem Schutz- und Schirmherrn die Schwelle des Wirtshauses überschritt, gewahrt ich noch, wie die uns folgenden Schutzleute – zehn an der Zahl – vor der Türe des Lokals Posto gefaßt hatten: vier Kriminaler in Zivil,

vier uniformierte Sicherheitswächter und zwei Radfahrerpolizisten mit ihren Vehikeln.

Im Vorderraume des Isaakschen Etablissements herrschte bei unserem Erscheinen lautlose Stille. In dem geräumigen Zimmer, das durch das graue Frühlicht nur wenig erhellt wurde, saßen an schmutzigen Tischen, die des Tischtuches entbehrten, die Gäste. Es mochten über hundert Personen sein. Aller Augen waren starr nach uns gerichtet. Da gab es Blicke, in denen Furcht und Sorge lagen, Blicke, aus denen unsägliche Not und Entbehrung sprachen, aber auch Blicke, die voll Groll und Haß waren.

Freund Stöhr drängte sich an dem Büfett, hinter dem die Wirtin und ein Schankbursch standen, vorbei. Er schob die Leute, die ihm im Wege standen, einfach zur Seite und stürmte nach dem Hinterzimmer. Bot das Hauptlokal einen traurigen, fast unheimlichen Anblick, die Hinterräume boten Bilder unsagbaren Elends. Sie waren fast ganz dunkel. Von den feuchten Wänden hingen muffig riechende Tapetenfetzen herab. An den Decken hin kroch eine schwere Rauchwolke. Und auch hier drängten sich die Menschen. Einer dicht an dem andern. Auf den Tischen dampfte in großen Steingutschalen die gelbliche Flüssigkeit, die hier mit dem Ehrennamen „Kaffee“ bezeichnet wird.

Stöhr sprang zur Tür, die nach dem Hofe führte. Mit Blitzschnelligkeit hatte er den Schlüssel im Schloß umgedreht und abgezogen. „Alles hiergeblieben!“ rief er mit Stentorstimme*. „Keiner darf hinaus!“ Die Leute schienen an solche Überraschungen gewöhnt zu sein. Niemand mochte daran denken, sein Heil in der Flucht zu suchen. Doch ei-

* Laute und kräftige Stimme (nach dem stimmungsgewaltigen Stentor, einer griechischen Sagengestalt)

ner, ein junger Bursche. Der fuhr plötzlich empor, stieß zwei Schicksalsgenossen, die vor ihm standen, so kräftig vor die Brust, daß sie zur Seite taumelten, und sprang auf eine Tür zu, auf der die beiden ominösen Buchstaben P.P. zu lesen waren. Mit einem jähen Ruck hatte er sie geöffnet und mit einem ebenso jähen Ruck wieder hinter sich zugezogen.

„Na warte, Bürscheken“, lachte Stöhr, „du kommst mir schon wieder!“

Inzwischen hatte der Exodus der Gäste des Vaters Isaak aus dem großen Restaurant auf die Straße begonnen. Die Wirtin sah stumpf zu, wie sich Stammgast auf Stammgast verlor, um draußen von den Polizisten in Empfang genommen und in Doppelreihen formiert zu werden. Eine riesenhafte Dogge, der Schutz der Frau Isaak, schlich mit gesenktem Kopf an den ausgefransten, löchrigen Beinkleidern der Ausgehobenen vorbei. Unter den Siestierten bemerkte ich mehrere Greise von siebzig, vielleicht auch von achtzig Jahren: zittrige, gebrochene Gestalten, die sich kaum mehr auf den Beinen zu halten vermochten. Es gab einige Männer, die sich nur schwer vom Büfett zu trennen vermochten. Der eine ließ sich vom Schankburschen noch rasch einige Zigaretten zustecken, der andere verlangte zu guter Letzt noch ein Glas Bier, ein dritter kaute an einer Brotkruste ... Stöhr hatte keinen Sinn für Idyllen. Er drängte zum Aufbruch.

Ich war vor die Tür und dicht neben einen der Schutzleute getreten.

„In die Reihe!“, schnauzte mich der an.

„Was wollen Sie?“, erlaubte ich mir einzuwenden.

„In die Reihe!“

„Aber, mein Bester, ich bin doch mit Herrn Stöhr da!“

Na, das kann ich nicht wissen.“

Mir war eigen zu Mute. Der Hüter der öffentlichen Sicher-

heit hatte mich für einen Obdachlosen gehalten, vielleicht für etwas noch Schlimmeres. Der Bourgeois in mir fühlte sich tödlich beleidigt. Darüber machte mir mein zweites Ich Vorwürfe. Glücklicherweise hatte ich nicht lange Zeit, mich diesem Streite in meinem Innern länger zu widmen. Der Marschbefehl erschallte, und der lange Zug, der aus zweihundert Sistierten und ihrer Bedeckung bestand, setzte sich in Bewegung.

Ich schritt wieder neben dem „Schrecken“ aller Pennbrüder und Strolche einher. Der befand sich in reger Unterhaltung mit einem kleinen, schielenden Manne, der wiederholt nachdrücklich versicherte, daß er „keen Verbrecher“ wäre, daß man sich bestimmt hinsichtlich der Wertung seines Berufes getäuscht habe und daß ihm so etwas überhaupt noch nicht passiert wäre. An der Kreuzung der Danziger- und Greifswalderstraße offenbarte der „Schrecken“ einen schönen, wahrhaft menschenfreundlichen Zug. Er tippte nämlich den vor ihm einherhumpelnden, ächzenden und stöhnenden Greisen auf die Schulter und bedeutete ihnen durch eine kurze Handbewegung, daß sie sich fortmachen sollten. Heidi und da lief's davon. Die alten schlottrigen Beine hatten mit einem Male ihre jugendliche Spannkraft und Gelenkigkeit zurückerhalten: die Alten, die noch vor einer Sekunde kaum zu gehen vermocht hatten, sprangen dahin wie losgelassene Füllen.

„Bravo, Herr Stöhr!“, dachte ich.

Die zweihundert Eingelieferten nahmen auf dem Hofe des 105. Polizeireviers Aufstellung. Der lange Polizeileutnant war aus seinem Bureau heruntergekommen, um die Leute zu mustern und ihrer Abfertigung beizuwohnen. „Wer eine feste Wohnung hat, und polizeilich gemeldet ist, vortreten!!“

Von dem Haufen der Zweihundert lösten sich fünf Männer los, die mit stolzer Miene vor den Polizeileutnant hin-

traten. Der revidierte ihre Papiere. Sie waren in Ordnung. „Entlassen!“

„Wer in den letzten fünf Tagen aus irgendeinem Gefängnis entlassen worden ist, vortreten!“

Traten fünfundzwanzig Mann aus den Reihen. Sie hielten dem Leutnant ihre Entlassungsscheine hin. Auch sie wurden entlassen. Blieben 170 ohne Obdach und Heimstätte übrig, 170 Ruhelose und Hungrige, 170, die nur dürftig ihre Blöße verdeckten.

Schutzleute brachten einen Tisch herein. Taschensvisitation. Die Leute mußten den Inhalt ihrer Taschen vor den Augen der Beamten ausleeren. Ein rascher Griff überzeugte den Polizisten, daß der Sistierte keinen Revolver bei sich trug. Außerdem an jeden die Frage: „Haben Sie einen Revolver oder ein Messer?“ Eine Schußwaffe hatte keiner, dafür aber fast jeder ein Taschenmesser und Streichhölzer. Und viele von ihnen hatten alte, borstenarme Bartbürstchen und einer, der ganz abgerissen war, ein Taschenspiegelchen. Einer brachte eine Blechbüchse mit Stiefelwichse und eine Stiefelbürste zum Vorschein, einer ein zerfetztes Taschentuch und – er wurde von den anderen darob angestaunt – ein Paar Handschuhe. Wieder einer hatte an Stelle eines Taschenmessers ein harmloses Eßmesser bei sich. Der einen Kamm, der sich über Zahnlosigkeit beklagen durfte, der ein Rasierzeug, das wohl ehemals einem Kavalier gedient haben mochte ... Die Messer wurden ihnen abgenommen, ebenso, wie die Vorschrift sagt, das Portemonnaie, das mehr als drei Mark Inhalt birgt. Von den 170 besaß aber nur einer ein Portemonnaie und da waren ein Groschen und drei braune Pfennigstücke drin. Die „Effekten“, die den Sistierten abgenommen werden, werden in Kuverts verpackt, auf die der Name des Besitzers geschrieben wird. Werden die Arretier-

ten entlassen, dann wird ihnen ihr Besitztum wieder zurückgestellt.

Nun wurde den Leuten das Rationale abgenommen. Da wußte einer nicht, wann und wo er geboren sei, der andere nicht, wie seine Eltern geheißten hatten ...

Während die 170 noch auf dem Hofe standen, ging ein dicker Geldbriefträger vorbei, der im Hinterhause Bestellungen zu machen hatte.

„Ah“, meinte der Kriminalwachtmeister, „Sie kommen gerade recht. Hier wartet schon eine Menge auf Sie, die Sie dringend nötig hat.“

Die Hundertsiebzig belohnten diesen wachtmeisterlichen Scherz mit einem homerischen Gelächter. Diese armseligen Menschen empfanden es schon so dankbar, wenn irgendeine Respektperson Scherze auf ihre Kosten machte.

Während die Kriminalbeamten noch mit der Fertigstellung der 170 Einlieferungsanzeigen für den Erkennungsdienst beschäftigt waren, rollte der erste der Gefangenenwagen, welche die Häftlinge nach dem Polizeipräsidium führen, vor das Tor des Hauses. In Gruppen von je zwanzig Personen werden die Sistierten zu den Wagen gebracht.

Während sich die meisten stumm und in ihr Schicksal ergeben an den Wagen geleiten ließen, legte ein junger Pole, als er die Schutzmannkette passierte, mit höhnischem Lächeln salutierend die Hand an das Mützenschild. Das war noch ein Ungebrochener, und ich vermute, daß er der Polizei noch viele Nüsse zu knacken geben wird.